

Im „*Buch der Erinnerung*“ an die Juden, die in der Umgebung von Elsdorf/Rheinland gelebt haben, findet man ebenfalls die Übersetzung vieler Grabinschriften. Besonders beeindruckt hat mich der Text auf dem Grabstein von Samson Stolzenberg, der 1875 in Esch gestorben ist (Abb. S. 131). Friedt merkt an: „Dieses poetische Hebräisch ins Deutsche umzuwandeln ist sehr problematisch und schwierig.“ Jedenfalls zeugt der Text von einer tiefen Frömmigkeit und von einer jüdischen Bildung, die manch einer in einer Landgemeinde des 19. Jh. kaum vermutet hätte.

Dank einer detektivischen Fleißarbeit ist es Friedt gelungen, die Geschichte der jüdischen Familien, die früher in und um Elsdorf herum zu Hause waren, zu rekonstruieren. Seine genealogischen Aufstellungen dürften sowohl für die in aller Welt verstreuten Nachkommen als auch für Lokalhistoriker von Interesse sein. Freilich lesen sich solche Darlegungen nicht so spannend wie gute Kriminalromane. Dabei kennen wir das tragische Ende. Manfred Junggeburch vom Geschichtsverein Elsdorf e. V. spricht in seiner Vorbemerkung Klartext: „Ein grauenhaftes Kapitel deutscher Geschichte liegt als Ursache diesem Buch zugrunde. Jüdische Familien wurden von den Nationalsozialisten vernichtet, jüdische Kultur ausgelöscht.“

Yizhak Ahren, Köln

Hartmut Ludwig, **An der Seite der Entrechteten und Schwachen.** Zur Geschichte des „Büro Pfarrer Grüber“ (1938 bis 1940) und der Ev. Hilfsstelle für ehemals Rasseverfolgte nach 1945. Logos Verlag, Berlin 2009. 195 Seiten.

Hartmut Ludwig habilitierte sich 1988 an der Humboldt-Universität in Ostberlin mit einer Arbeit über das „Büro Grüber“. Diese Arbeit erschien nie im Druck. Nach der Wende wurde weiteres Material zu diesem Thema erschlossen. Unter Verwendung dieser Quellen stellt der Berliner Kirchengeschichtler nun erneut die Geschichte des „Büros Pfarrer Grüber“ dar und berichtet zudem darüber, unter welchen Schwierigkeiten sich Heinrich Grübers Engagement nach 1945 in der Arbeit der „Evangelischen Hilfsstelle für ehemals Rasseverfolgte“ fortsetzte.

Die Verfolgung von jüdischen Deutschen steigerte sich seit der Machtübernahme Hitlers in vier Stufen: Entrechtung: 1933–1935; Isolierung:

1935–1938; forcierte Vertreibung: 1938–1941; Vernichtung: 1941–1945. Die jeweiligen Phasen begannen mit dem Judenboykott (1.4.1933), den Nürnberger Rassegesetzen (15.9.1935), der „Reichskristallnacht“ (9./10.11.1938) und dem Beginn der systematischen Deportationen ab 1941 (S. 21).

Besonders prekär entwickelte sich dabei die Situation der aus dem Judentum konvertierten deutschen evangelischen Christen. Während die Juden sich gegenseitig halfen und auch aus dem Ausland unterstützt wurden, traten die evangelischen Christen nur selten und meist gar nicht für ihre judenstämmigen Gemeindemitglieder ein. Der Grund: Die deutschen Protestanten bejahten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die nationalsozialistische Rassenpolitik. Hartmut Ludwig beschreibt, wie schwierig es war, in Kreisen der Bekennenden Kirche (BK) Bewusstsein dafür zu schaffen, dass aktive Diakonische Hilfe für Judenchristen dringendes Gebot war. Er zeigt es unter anderem an dem bewussten Unverständnis, dem die Denkschriften von *Marga Meusel* und *Elisabeth Schmitz* begegneten. Letztere hatte geschrieben: „Wie kann sie (die evangelische Kirche) immer wieder freudige Bekenntnisse zum nationalsozialistischen Staat ablegen, die doch politische Bekenntnisse sind und sich gegen das Leben eines Teiles ihrer eigenen Glieder richten?“ (S. 21, nach Manfred Gailus, *Elisabeth Schmitz und ihre Denkschrift gegen die Judenverfolgung*, Berlin 2008, 210). Erst 1938 kam es nach langwierigen Verhandlungen mit den zuständigen NS-Behörden und der Überwindung von, um es vorsichtig zu sagen, taktischer Zurückhaltung von maßgeblichen BK-Persönlichkeiten zur Einrichtung von evangelischen Hilfsstellen in Berlin und zwanzig weiteren deutschen Städten. Ihre Aufgabe war, evangelischen deutschen Juden sozialen und seelsorgerlichen Beistand zu leisten und ihnen, solange das möglich war, zur Emigration zu verhelfen.

Motor dieser Hilfsaktionen war *Pfarrer Heinrich Grüber*, der sich Zeit seines Lebens an Jesu Beispielgeschichte vom barmherzigen Samariter in Lukas 10,25–37 orientierte (vgl. 7–14). Beim Prozess gegen Adolf Eichmann berichtete Grüber von einem Gespräch mit einem SS-Mann. Dieser habe ihn einmal gefragt: „Was kümmern Sie sich überhaupt um die Juden? Sie werden keinen Dank für diese Arbeit haben. Warum diese ganze Tätigkeit zugunsten der Juden? Ich sagte darauf: ‚Sie kennen die Straße, die von Jerusalem nach Jericho führt? [...] Auf dieser Straße lag einmal ein Jude, der unter die Räuber gefallen war. Da kam einer vorbei, der kein Jude war und hat geholfen. Der Herr, auf den ich allein höre, er sagt mir: Geh Du hin und tue das Gleiche. Das ist meine Antwort‘“ (8).

In einem ersten Hauptteil zeichnet Ludwig Vorgeschichte, Aufbau, Konsolidierung und Verbot des „Büro Pfarrer Grüber“ nach (15–86). Wie viel Schwierigkeiten durch schikanöse Behörden und politische, in- und ausländische Unbarmherzigkeit! Viele Mitarbeiter der Hilfsstellen waren selbst rasseverfolgt. Ihre aufopfernde Tätigkeit war eine Form selbstloser Gegenwehr zugunsten ihrer Schicksalsgenossen, bis die Hilfsstellen verboten und Heinrich Grüber und sein Stellvertreter Pfarrer Werner Sylten ins KZ verschleppt wurden. *Werner Sylten* und viele andere der „nichtarischen“ Mitarbeiter wurden ab 1941 ermordet.

Der zweite Hauptteil trägt den Titel: „Zum Gedenken an die ermordeten Mitarbeiter des ‚Büro Pfarrer Grüber‘ und der Familienschule“ (87–139). Ludwig hat vierzehn Lebensläufe dieser tapferen Märtyrer quellenmäßig nachgezeichnet und drei, nach denen noch weiter geforscht werden muss, in einem Anhang beschrieben. Für mich stellt dieser Teil des Werkes ein ergreifendes Beispiel notwendiger Erinnerungsarbeit dar – man kann ihn nur mit dem Gefühl großer Scham lesen. Der dritte Hauptteil (140–160) und das umfangreiche Nachwort von *Walter Sylten* (161–184) beziehen sich auf die Geschichte der „Evangelischen Hilfsstelle für ehemals Rasseverfolgte seit 1945“. Ihre Aktionen waren mehr als notwendig, weil sich das Nachkriegsdeutschland wenig bis gar nicht um die überlebenden Rasseverfolgten kümmerte. Die „Hilfsstelle“ musste einen mühsamen Weg gehen – im östlichen und westlichen Nachkriegsdeutschland.

Heinrich Grüber versuchte sogleich nach der Befreiung 1945 wieder eine Hilfsstelle für Überlebende des Holocaust aufzubauen – und wieder gegen kirchliche Ignoranz und Widerstände. Im Dezember 1945 äußerte ein Ratsmitglied der EKD in einer Sitzung: „Wir sollen die Juden zu Christus rufen, nicht rein karitativ für sie sorgen“ (140). Das entsprach der Einstellung weiterer evangelischer Kreise. *Eugen Gerstenmaier* sah keine Möglichkeit, durch das von ihm gegründete und organisierte „Evangelische Hilfswerk“ Grübers Aktionen besonders zu unterstützen: „Oberster Grundsatz des Hilfswerks ist es, Unterstützungen an Hilfsbedürftige auszuteilen ohne Rücksicht auf religiöse, politische oder rassische Einstellung oder Zugehörigkeit der Hilfsbedürftigen. Diesem Grundsatz würde das Hilfswerk zuwiderhandeln, wenn es die nichtarischen Christen in einer besonderen Kategorie zusammenfasst und betreut“ (145). Erschreckend die Feststellung Hartmut Ludwigs: „Die Christen jüdischer Herkunft waren in der NS-Zeit einer doppelten Isolation ausgesetzt, weil sie nirgends wohin gehörten und nirgends Halt fanden: da sie mit den Glaubensjuden keine Verbindung mehr

hatten und von den deutsch-national-antisemitisch denkenden Christen abgelehnt wurden. Sie hatten auch nach 1945 das härtere Los zu ertragen und standen wieder am Rand der Gesellschaft. Sie hatten mehr als alle anderen mit den Folgen von NS-Herrschaft und dem verlorenen Krieg zu kämpfen. Zwischen, vor und nach 1945 gab es also eine erschreckende Kontinuität“ (148). Umso höher ist der von Heinrich Grüber und seinen vielen Mitarbeitern geleistete, aufopferungsvolle „Samariterdienst in vielfältiger Gestalt“ zu werten, den Hartmut Ludwig in seinem Werk dokumentiert.

Paul Gerhard Schoenborn, Wuppertal

Miriam Magall, **Warum Adam keinen Apfel bekam.** Grundfragen des Judentums. calwer taschenbibliothek Bd. 111. Calwer Verlag, Stuttgart 2008. 320 Seiten.

„Warum Adam keinen Apfel bekam“ – wer diesen Titel liest, mag kurz stutzen und sich dann fragen: Gehört dies wirklich zu den „Grundfragen des Judentums“? Wenn man als Christ oder als Jude mit der hebräischen Bibel vertraut ist, weiß man, dass in Genesis 3,6 nicht von dem legendären „Apfel“ die Rede ist, sondern einfach von einer „Frucht“, mit welcher das Verhängnis des Menschengeschlechts seinen Anfang nahm. Dieses Detail in dem etwas unglücklich gewählten Titel dient wohl nur als Aufhänger, denn tatsächlich kommt die Autorin nur ganz beiläufig darauf zurück (285). Stattdessen hält ihr Buch mehr und anderes, als es verspricht: Miriam Magall, Kunst- und Religionswissenschaftlerin (in Israel geboren, seit 1988 in Deutschland) legt mit ihrem neuen Buch eine allgemeinverständliche und umfassende Einführung in *Alltagsfragen* des jüdischen Lebens vor.

Der Text ist nach Art eines klassischen Katechismus aufgebaut, wobei jeweils einer kurzen Frage die entsprechende Antwort folgt. Auf mehr als 300 Seiten werden so Hunderte von Fragen beantwortet, von denen jede einzelne (wie der Buchtitel) mit dem Wörtchen „*Warum*“ beginnt. Die Verfasserin hat Fragen gesammelt, die ihr im echten Leben gestellt worden sind – zunächst von ihrem eigenen Sohn und später im Rahmen ihrer Vortragstätigkeit vor Schulklassen und bei Führungen durch die Synagogen in Heidelberg und München. Es sind also Fragen an die jüdische Praxis, die sich sowohl aus jüdischer als auch christlicher Sicht ergeben. Zumeist sind sie ganz konkret und einfach gefasst und entsprechen dem Verständnisvermögen